

Um drei Tannen.

Weihnachten vor Paris 1870. Von Georg Buch.

Das Gerücht, daß die Weihnachtsfeier wegen Mangels an Tannen und wegen Ausbleibens der Liebesgaben sehr wahrscheinlich in die Brüche gehen werde, hatte sich in der Kompagnie mit Windeschnelle verbreitet und allgemeines Bedauern hervorgerufen. Jeder Mann sichtigte in den Gärten und in der Umgebung des von den Einwohnern verlassenen Quartierdorfes nach einem Tannenbaum, ohne jedoch ein Exemplar einer Roth- oder Weiß-Tanne, geschweige einer Fichte, zu entdecken. Die Aussicht, den bald bevorstehenden Weihnachtsgabend in echt harmonischer Weise beim brennenden Christbaum zu begehen, war also stark getrübt.

Den nächsten Tag traf uns wieder der Dienst an der Front. Wir hatten vierundzwanzig Stunden lang aufzupassen, ob der Feind etwa beabsichtigt, einen Ausfall aus den Forts von Paris zu unternehmen. Vielleicht waren im Vorposten dort einige Tannen aufzutreiben. Aber auch diese Hoffnung war vergeblich — kein Weihnachtbaum war innerhalb unserer Linie aufzuspüren. Nur von drüben, dicht bei der französischen Vorpostenlinie, schaute aus dem Park einer schmucken Villa eine tiefgrüne Gruppe stattlicher Christbäume wie höhnend zu uns herüber. Verlangend richteten sich die Blicke zahlreicher Füßler nach dem fernem Fleckchen Erde, das so kostbaren Besitz barg.

Auch der Feldwebel musterte sehnsüchtig die tiefgrüne Gruppe. Ich stand gerade neben der Kompagniemutter und äugte in derselben Richtung.

„Jesreiter Buß,“ hub der Feldwebel an, „sehen Sie die riehnen Böhme hinten bei der Franzosen?“

„Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

„Na, wenn Sie in de Nacht Patrouille zum vierten Korps gehen, ist es bis zu die Villa badrieben nur noch zehn Minuten. Trete ich mir nich, so is se det Nachts vom Feind nich mehr besetzt. Aber id will nichst jesaht haben. Se verstehn mir doch — nich wahr?“

„Ja wohl, Herr Feldwebel,“ gab ich halblaut zurüd.

„Aber der Herr Hauptmann deren vorher nicht erfahren — un sein Se vorsichtig,“ flüsterte er freundlich beim Fortgehen.

Der Wunsch des Feldwebels war so gut wie Befehl — die Bäume mußten geholt werden.

Als von der Dorfkirche her die Thurmuhr zwölf Schläge in die Weite sandte, trat ich, von der Wichtigkeit der zu lösenden Aufgabe tief durchdrungen, mit meinen beiden Kameraden Dirks und Pagte den Patrouillengang zum vierten Korps an. Auf dem Rückwege gedachte ich den Auftrag des Feldwebels zu erledigen.

In tiefem Schweigen ruhte die Nacht. Nur aus weiter Ferne drang das Heulen hungriger Hunde und das eigentümliche Rauschen der im Fahren begriffenen Pariser Gürtelbahn herüber. Aus den langsam dahinziehenden Wolken tauchte zeitweilig der Mond auf, sein Silberlicht auf schneebedeckten Erde sendend. Gespensisch ragten im hellen Schein die schlanken Pappeln wie Riesen empor, und seltsam und senkhaft stimmerte, bis der bleiche Gesell wieder hinter den Wolken versank, gleich einem Meer von Brillanten iberhien das schneeige Leuchtloch des Winters. Dann judte mit einem Male von drüben her, vom gewaltigen Babel an der Seine, das wir mit eisernen Armen umschlossen hielten, der Lichtstrom eines elektrischen Scheinwerfers scharf und blendend auf, um geisterhaft über das Land zu huschen.

Langsam und vorsichtig schritten wir von Posten zu Posten.

„Halt — wrrr da?“

„Patrouille von der zehnten Kompagnie!“

„Lofung?“

„Berlin!“

„Feldgeschrei?“

„Deutschland!“

„Kann passieren!“

Nur gedämpft waren Aufruf und Gegengruf erfolgt.

Das gefällige Bajonett hob sich und wir passierten.

So ging es eine halbe Stunde bis zum vierten Korps. Hier wurde Meldung gemacht und wenige Minuten unter Scherzen und Lachen gerausht. Dann hieß es den Rückweg antreten.

Wieder stampften wir, nach allen Seiten spähend, mühsam durch den tiefen Schnee, während ein eisiger Wind seine Eiskristalle schmerzvoll in unser Gesicht trieb.

Schon eine Viertelstunde waren wir so dahingetappt, als ich rechtsaus ins Vorterrain bog.

„Aber Buß,“ grollte Dirks, stehen bleibend, „bist Du böstöpfig geworden? Du steigst ja die verdamnte Franzosen geradezu in das Garn. Süßst Du das nicht, mein Jonge? Oder willst Du uns nur ansmieeren?“

„Lachend wandte ich mich um. „Na, das gerade nicht! Aber wißt: wir solten aus der Villa da drüben für den Spieß ein paar Weihnachtsbäume holen.“

„Dann also los!“

„Gebüdt schritten wir weiter.“

Vom Fort La Briche bligte eben wieder das elektrische Licht herüber. Im Handumdrehen glitten wir in den Schnee, gespannt ins Vorterrain äugend. Waren wir auf der rechten Spur? Richtig, von dem intensiven Schein voll beschienen, lag gerade vorn rechts die Villa da. Deutlich waren die über die Parkmauer ragenden Bäume erkennbar. Aber bis dorthin waren noch mindestens tausend Schritte, und zwar ohne jedwede Deckung.

Dirks räusperte sich. „Sweierlei,“ meinte er leise, „is hu dummerhaftig — erstens, daß die Kälte bis in das Mark von die Knochen dringt un zweitens, daß die Stiebel bis oben voll Snee sind. Die Knarre mit die steifen Finger hu halten un hu schießen, wenn so ein schlabbrieger Franzose herantommt, kann ich nicht mehr, aber triegt einen Schlag vor den Kopf, daß ihm ganz dösig in seinem Schädel zu Muth sein wird. Ich hüin überhaupt mehr für das Schlagen als für das —“

„Halt's Maul endlich mit det Gequatsch,“ fiel ihm Pagte ägerlich in die Rede, „reiß lieber die Scheu- und Horchklappen uff, det se uns nich an de Aramotte kriegen!“

Das elektrische Licht wurde abgeblendet und langsam trocken wir weiter. Aus der Ferne drang das „Dui vive!“ herüber, mit dem die französischen Posten ihre Patrouillen anriefen. Jetzt galt es, doppelt vorsichtig zu sein. Allgaltig glitten wir, die Zündnadel am Hals hängend, über den Schnee. Aus den Wolken trat wieder voll und rund der Mond, bleiche Felle verbreitend. Sieh da, kaum dreihundert Schritte von uns entfernt hoben sich von der weißen Bede zwei hin- und herpendelnde dunkle Gestalten ab — ein französischer Doppelposten. Das Lachen und Schwagen der beiden Kerle war bestens zu hören. Unverkoren und unbemerkt zogen wir mit leichter Schwenkung nach rechts an ihnen vorüber.

Nicht lange, so stiegen einsam und düster die Villa und die Parkmauer vor uns auf. Unsere Brust hob sich und unsere Augen glänzten. War die Villa vom Feinde besetzt? Wir hielten an und lauschten — nicht ein einziger Ton war vernehmbar, alles Lebendige schien da drüben erlöbten zu sein.

Vorsichtig wurde die unbehagliche Kriecherei fortgesetzt. Nur noch zwanzig Schritte trennten uns vom ersehnten Ziele. Dann standen wir hoch aufatmend dicht an der Mauer.

Noch immer waltete tiefe Stille — von den sonst so lebhaften Franzosen war nichts zu hören und zu sehen. Die Mauer war von Schießscharten durchbrochen — wir schauten hindurch; da drinnen war Alles öde und verlassen.

Leise kurrten wir in den Hof. Dann ging es spähend und forschend zur Scheune, zur Stallung und zum Wohnhause — nirgends eine Menschenseele, wohl aber grauenvolle Zerschlagene Fenster, offene Thüren, verwüsteter Hausrat, im Ganzen ein häßliches, kaltes Bild, wie es eben nur ein grausamer Krieg hervorbringt.

Aber zu sentimentaln Regungen war keine Zeit — die Hauptsache waren die Tannen. Nun, sie standen im Park in schönster Auswahl, groß und klein, breitstämmig und schlank, mit oder ohne Zapfen, die echten und unechten Weihnachtsbäume, dicht beschnitten, so daß sich die Zweige unter der weißen Last tief nach unten gekent hatten. Während Pagte getreulich Wache hielt und die auf hundert Schritte vorbeipassierenden französischen Patrouillen leise signalisirte, wählten Dirks und ich aus dem Bestande drei der stattlichsten und schönsten Bäume, jeder von ihnen wohl vier Meter hoch. Binnen weniger Minuten wurden sie mit Grazie niedergelegt. Das feine Knirschen der durch das Holz fahrenden Handfäge und das Klacken der absinkenden Stämme dünkten mir die schönste Musik.

Glatt und ohne Störung war unsere Arbeit verlaufen. Und nun galt

es, geräuschlos und ungesährdet die Bäume über die Mauer zu schaffen. Auch dieses Wagniß ging an einer aus strategischen Gründen gewählten Ecke glücklich von statten.

Bevor wir uns mit unserem kostbaren Schatz auf den Weg machten, hatten wir erst noch zu sondiren, ob das Feld auch rein sei. Ich blidte um die Ecke, horchte gespannt und drückte mich einige Dugend Schritte an der Mauer entlang. Da — was war das? Ich hörte zweifellos leises Lachen, sah hinten an der Mauer einige Gestalten, vernahm nochmals leises Lachen und Worte wie „Dui vive!“ Dann sehten sich die Gestalten in der Richtung auf uns in Bewegung.

Donnerwetter — Franzosen! Ich sprang tagenartig an der Mauer zurüd und wieder um die Ecke.

„Dirks! Pagte! Eine französische Patrouille kommt!“

„Donnerstiel!“ fluchte Dirks. „Aberst gerade, wo wir Franzosen an wenigsten brauchen können.“

Ueber die Mauer in den Park zurückklettern ging nicht mehr an. Blizschnell kam mir eine Idee.

„Stedt die Bäume terzengerade und dicht beieinander in den Schnee,“ befahl ich leise. „Wir stellen uns dahinter. Schießen ist nicht, denn sonst rüdt uns die ganze französische Vorpostenlinie auf den Hals. Aber kommen die Kerls nahe an die Bäume heran, dann geht's ihnen mit dem Fashinmesser auf den Pelz.“

Gesagt, gethan. Im Nu fanden die Tannen senkrecht da, als seien sie von Anbeginn dieser Stelle entwachsen, und wir hinter ihnen, gut verdeckt von ihren breiten und dichten Zweigen.

Eben waren wir fertig, als um die Ecke dicht an der Mauer zwei Gestalten auftauchten. Das schummrige Licht des Mondes und das enge Gestrüch machten uns jedes deutliche Erkennen unmöglich. Die eine Gestalt blieb einen Moment stehen, während die andere mit „En avant, mon camerade! Wir oben keine Furcht, wie les Allemands sagen!“ zum Weitergehen anfeuerte.

„Gewiß ein Essasser,“ denke ich. Langsam und vorsichtig kamen sie den Tannen näher, indessen wir die Griffe unserer Fashinmesser fester umklammerten.

Der Mond war eben wieder hinter den Wolken verchwunden, so daß alles Gegenständliche geradezu in Unkenntlichkeit versank.

Jetzt traten die beiden dicht an die Tannen heran, wir aber machten uns zum wuchtigen Stoß mit dem Fashinmesser fertig.

„Na, ich sage Dir Maier,“ höre ich mit einem Male die eine Gestalt fischern, „de bebratenen Tauben fliegen uns jeradezu in det Maul rinn. Höflich sin de Franzosen — da haben se schonst die scheensten Böhmeten vor uns parat gestellt. Siehst Du wohl, da kimmt er und 'ne Tanne nimmt er —“ Zugleich werden die Zweige, während wir die Fashinmesser sinken lassen, zur Seite gebogen und — sehr bekannte bärtige Gesichter glogen sich sehr „dummerhaftig“ und keines Wortes fähig an.

„Ah, ihr verdamnte Kerls von de neunten Kompagnie,“ fahte sich Dirks zuert, „ihr wüßt hier wöhl auch Weihnachtshömeten räubern?“

Pagte und ich schüttelten uns vor Lachen, während die Tannen übereinander turkelten. Auch die von der neunten Kompagnie tugelten sich.

„Eiherrcheses,“ lachte der Spahmacher ner Reuten, bekannt als Radebreder in allen Sprachen und Dialekten, „triffst man die Herren von der Zehnten och hier, Gott verdim mich — so'n Schred! Rewiß, wir wöhlten tanz so wie Sie en baar Danden zur höheren Remietlichkeit for's Fest raibern. Naderlich sin die hier femausten Ihr unveräihliches Recht, meine tutesten Herren. Und wir müßsen wöhl erst über die Mauer, um ins knippelidewolle Zendrum zu gommen? Haben Sie doch die Zite, uns freindlichst den Weg zu weisen!“

Nun, wir halfen den Kameraden redlich, daß auch sie zu eischen Bäumen kamen, ließen darauf die Feldflaschen freisen, und machten uns dann mit unseren Bäumen in kriechender Schlangentlinie still auf den Heimweg, wobei die Mobilgardisten, die zu spät Lunte gerochen, uns noch einige wirkungslose Kugeln nachsandten.

Stolz ob meiner That und hohen Lobes gewiß, lieferte ich bei der Meldung meine Tannen ab. Aber zu meiner höchsten Ueberraschung wurde mir von dem sehr vergnügt blickenden Herrn Hauptmann — eine Strafwache aufkiffert, weil, wie der Herr Feldwebel außerhalb der Thür mit schlaudem Augenblinzeln bemerkte, ich ohne Befehl und eigenmächtig gehandelt habe.

„Nu, jrämen brauchen Se sich irade nich, det Sie rinnjefallen sin,“ fügten

der Herr Feldwebel tröstend hinzu, „denn Disziplin muß sind un in de Kongduichte kommt et nich zu stehen.“

Der Weihnachtsgabend wurde natürlich in der zehnten Kompagnie mit besonderer Zufriedenheit gefeiert, zumal auch im letzten Moment die Liebesgaben eingetroffen waren. Im großen Saale der Dorfschule, den wir so gut als möglich mit patriotischen Kohlezündungen und bunten Papierguirlanden geschmückt hatten, standen wir um die brennenden Christbäume und sangen mit rauhen Soldatenteufeln das Lied von der stillen, heiligen Nacht, das ja zu gleicher Zeit nicht minder weihnöhl in der fernen Heimath zum Himmel emporstieg. Dann folgte die vom Kompagnievater veranstaltete Bescherung. Sie wurde korporalkchaftsweise in der Art vollzogen, daß sich behufs Wahrung der höchsten Unparteilichkeit ein Kamerad mit dem Rücken gegen den Weihnachtstisch stellte und nun bestimmte, wem die Gabe, auf welche des Herrn Hauptmanns Finger wies, zufallen solle. Dirks und Pagte erhielten, wohl nicht ganz ohne geheime Korrektur von oben, je ein Portemonnaie bescheert mit einem Doppeltaler und ich eine prächtige Zigarrentasche mit trefflichem Inhalt, die mir der Herr Hauptmann sogar persönlich übermittelte, und zwar mit herzlichem Händedruck.

Nachdem sich die Herren Offiziere entfernt hatten und sich die Mann-

schaften bei Grog und Glühwein mit „Schaffop“, „Kapolijum“ und anderen Kartenspielen zu amüsten begannen, bereitete der Herr Feldwebel mir eine besondere Ehre insofern, als er herablassend sprach: „Jesreiter und Junjährieger Buß, verjessen Se man de Strafwache un treten Se an zu einem soliden Stat — unfer dritter Mann is der Herr Feldwebel von die neunten Kompagnie!“

Zwölf Stunden später, am Mittag des ersten Weihnachtstages, trat ich um der drei Tannen willen meine Strafwache an. Und achtundvierzig Stunden später zitierte mich der Herr Feldwebel beim Appell vor die Front der Kompagnie, um folgende Rede zu halten: „Jesreiter und Junjährieger Buß! Der Herr Hauptmann haben befohlen, det Se an Stelle det abkommandirten Unteroffizier Palin die Führung der dritten Korporalkchaft übernehmen. Id bejidschwische Ihnen zu det Abvancemang un hoffe, det Se sich der nien Ehre wöhdig erweissen wern.“

„Sehr wohl, Herr Feldwebel!“

Auf einen Wink der Kompagniemutter trat ich nach dröhndem Rehrum strammen Schrittes und mit rother Freudentulör „ins Fesichte“ zurüd ins Glied, wo mich Dirks heimlich in die Seite kniff und flüsterete: „Süßst Du, mein Jonge, nu tanntst Du den Kopf hoben tragen. Mich aber werden heute Müttag die Klüten noch viel besser als sonst smeden.“

Der liebe Weihnachtsfuchen.

Eine bacteriologische Studie von Eduard Jürgensen.

„Bade bade Kuchen, Der Bäcker hat gerufen!“

heißt es in dem uralten, gemüthvollen Kinderreim, und „Dichten und Baden geräth nicht immer!“ lautet ein mindestens wohl ebenso uraltes Sprichwort, welches seine theilweise Bestätigung eben durch obenangeführten Reim ja bereits erhält.

Wenn ich mich trotzdem heute daheim mache, die Weihnachtsfuchenbacterie mal unter's Mikroskop zu nehmen, so geschieht dies aus dem Gefühl heraus, daß Kuchenbuden und Kuchenessen zweifellos sogenannte „intelligente“ Bestandtheile des heiligen Weihnachtsfestes sind, besonders für die lieben Kinder, denen zu Ehren die schöne Feier doch im Wesentlichen auch eigentlich mit stattfindet.

Wie aber die „Vorfurbe“ anerkanntermaßen bei jedem Genuß das Beste zu sein pflegt, so sind auch die Vorbereitungen zum Kuchenbuden und späteren Kuchenessen für die Kinderchen zu allen Zeiten stets etwas überaus angenehmen Aufregendes gewesen; ihre Phantasie ist mit den lieblichsten Bildern erfüllt, ihre Augen glänzen und sie werden bei dem Gedanken, mitbuden zu dürfen, schon ganz — rothböckig!

Während nun also der sonst so strenge Herr Papa in den letzten Tagen vor dem heiligen Abend wie ein gänzlich von der Familie Ausgestoßener umherirren muß, damit er nichts, absolut nichts, von allen den vielen Vorkehrungen zum trauten Weihnachtsfeste zu sehen bekommt (denn er soll ja überrascht werden!), finden da drinnen im großen Familienzimmer die unheimlichsten Geheimnisträmereien statt, die doch sämmtlich nur in dem höchst unschuldigen Ausschmücken des Weihnachtsbaumes, sowie in dem Zusammenrühren und Formen des Kuchenteiges ihr Ziel haben.

Da ist z. B. der Kapstuchen, ein Produkt, welches auch zu anderen Festlichkeiten angesetzt zu werden pflegt. Bei diesem kommt es auf eine handvoll Zuthaten mehr oder weniger gar so sehr an, denn er wird nachher doch meistens in süßen Kaffee oder auch sogar in Chokolade — gestippt! und ist daher wohl auch nicht so recht eigentlich als Weihnachtsfuchen zu respectiren; ihm ehlt, sozusagen, das Charakteristische, das Weihnachtsaroma.

Weit wichtiger und hervorragender, in unser gesamtes kulturelles Leben tief einschneidend, ist dagegen der braune oder Pfefferfuchen, gemeinhin auch wohl Honigfuchen genannt, weil er sehr häufig mit einem großen Zusatz von — Syrup angesetzt zu werden pflegt. Er ist der eigentlich Berufene unter dem gesammten Weihnachtsgebäd, der Matador oder noch besser gesagt das Meteor, um welches sich in diesen Tagen die ganze Welt dreht, an dem kleine und große Kinder ihre Freude haben und an dem sie sich auch, Groß oder Klein, — trant zu essen pflegen!

Da giebt es Nacherer Printen, Thorerer Kuchchen, Nürnberger Lebkuchen und was weiß ich sonst noch für ungläubliche und etymologisch

schwer festzustellende Bezeichnungen. Aber durch alle diese Spezies und Spezialitäten, Arten und Abarten zieht sich ein großer Grundgedanke: sie schmücken sämmtlich vortrefflich und sind auch alle schwer zu verbauen!

Aber man ist sie doch. Schon der „Wissenschaft“ wegen. „Nieder mit dem Magen, es lebe die vergleichende Wissenschaft!“ Das ist die große Parole, welche benutzt oder unbenutzt in den Weihnachtstagen allüberall ausgegeben wird und deren Nach sich Niemand entziehen kann, der einigermaßen für einen billigen Menschen sein möchte.

Der Begriff „Stollen“ oder „Stolle“, gleichfalls ein beliebter Weihnachtsfuchen und deshalb hier zu erwähnen, leitet meine Gedanken auf einen eigenartigen Gebrauch, der mir vor wenigen Jahren im schönen Dresden ausgefallen ist. Dort existirt nämlich seit uralter Zeit eine sogenannte „Stollen-Steuer“, die aber angenehmer Weise mit dem miffliebigen Thema von den Staatssteuern keinerlei Zusammenhang hat. Die Stollensteuer ist vielmehr eine „bacterische“ Einrichtung, vermöge welcher bemittelte Leute das ganze Jahr hindurch in wöchentlichen oder monatlichen Zwischenräumen kleine Stümmchen Gelbes, etwa von fünfundsiebenzig Pfennigen an, zu den Bäckern tragen, wodurch ihnen zu Weihnachten auf alle Fälle ihr Weihnachtsstollen gesichert ist.

Andererseits hat unsere heutige Zeit indeß ja leider mit ihrem Hasten und Jagen wenig Platz mehr für allerlei Dinge, die lediglich mit dem Gemüth zusammen hängen, und so verschwindet denn der Gebrauch des „Selbstbadens“ der Weihnachtsfuchen, wenigstens in der Großstadt, immer mehr aus den Familien. Man kauft eben, wie manche Hausfrauen meinen, die Kuchen genau so billig, resp. billiger, als wenn man sie eigenhändig anfertigt und — man hat dann keine „Schereieren“ davon!

Der vernagelte Regierungsrath.

Im Dezember muß der Vorstand eines deutschen Amtsgerichtes alljährlich ein Inventarverzeichnis einsehen. Zufällig ergab es sich, daß ein Packet Nügel, das im Laufe des Jahres seiner Bestimmung gemäß verwendet worden war, selbstverständlich in diesem Verzeichniß weggelassen wurde. Ebenso selbstverständlich kam nach Verlauf der üblichen nicht allzu knappen Frist das schneidige Monitum: „Betreff: Inventar. Es ist umgehend anfer zu berichten, wo die Nügel sind. S. Königl. Regierungsrath.“ Der biedere Oberamtsrichter, der kein Freund vieler Worte war, schickte die Entschliebung gegen seine Gewohnheit mit der nächsten Post zurück und begab sich befriedigt an seinen Stammtisch im Kasino. Sein Bericht lautete: „Kurzer Hand zurüd. Sie sind vernagelt. J. t. Oberamtsrichter.“ Welches Gesicht der Herr Regierungsrath machte, als er diese lakonische Antwort las, darüber findet sich in den Akten kein Vermerk.